

“Nur noch diesen einen Einsatz durchziehen und dann ab ins Studium“, denkt sich Daniel Lücking 2008. Doch so kommt es nicht. Damals ist er als Redakteuroffizier der NATO-Truppen in Afghanistan stationiert. Er produziert Radio für die Region. Es ist sein vierter Auslandseinsatz in acht Jahren. Zuvor war er im selben Jahr drei Monate lang in Masar-i-Sharif, 2006 fünf Monate in Kabul, 2000 ein halbes Jahr als Transportsoldat für Straßentankwagen im Kosovo unterwegs. Viermal kehrt Lücking äußerlich unversehrt nach Hause zurück. Aber seine Seele ist verwundet. Er erkrankt an PTBS.

Als Lücking ein Studium an einer zivilen Universität in Deutschland aufnimmt, ist sein Kopf im Lager in Masar-e-Sharif geblieben. Akribisch verfolgt er die Nachrichten, fühlt sich verantwortlich für die Kameraden und Arbeitskollegen der afghanischen Radiostation, mit denen er zusammengearbeitet hat. “Ich kam zurück und merkte, mich interessiert erst mal nichts anderes, ich hänge an den Nachrichten“, sagt Lücking. Wird von einem Vorfall in Afghanistan berichtet, recherchiert er in sozialen Netzwerken, wer die betroffenen Kameraden sein könnten, spendet Geld an die Angehörigen. Seine Frau versteht nicht, warum ihm das so wichtig ist, schließlich ist die Zeit im Einsatz doch vorbei. Aber für Daniel Lücking ist gar nichts vorbei.

Ständig fühlt er sich bedrückt, geht laufen, mit fünfzehn Kilo Gepäck auf dem Rücken, um sich Luft zu machen. Menschenmengen hält er kaum aus, vermeidet jede Situation, aus der er nicht sofort heraus kann. In der Uni gerät er oft mit Dozenten aneinander, hält ihnen ihre Fehler vor, ist aggressiv. In der Bundeswehr gilt Befehl und Gehorsam. Doch Daniel Lücking will die Kontrolle nicht mehr abgeben.

In Afghanistan hat er mehrfach erlebt, wie eine falsche Entscheidung ihn und andere in Lebensgefahr gebracht hat. Als es nach dem Erscheinen der Mohammed-Karikaturen Proteste gibt, drohen Übergriffe auf das Lager der Bundeswehr. Lücking ist als unerfahrener Redakteuroffizier plötzlich Chef des Nato-Radios und muss deeskalierende Botschaften senden, die das Verteidigungsministerium noch nicht abgesegnet hat.

Auf einer Fahrt zum Gouverneurspalast in Masar-e-Sharif wird sein Fahrzeug vom Konvoi getrennt - durch die nachlässige Organisation eines Vorgesetzten, sagt Lücking. Er und das Presseset müssen aussteigen und zu Fuß zum Palast laufen, fast einen Kilometer weit, und gut sichtbar für mögliche Attentäter. Vor Ort kann sich niemand erinnern, dass das Presseset überhaupt geladen ist.

Während seiner vier Auslandseinsätze gerät Lücking nie unter Beschuss, muss nie selbst zur Waffe greifen. “Irgendwie fürchtete ich, dass ich das Glück überreizt haben könnte“, schreibt er später über seinen letzten Einsatz. Die ständige Bedrohung für Leib und Leben lässt ihn auch in der Heimat nicht zur Ruhe kommen. Seine Ehe

hält die Belastung nicht aus, 2010 trennen sich Lücking und seine Frau. Zweieinhalb Jahre später versucht er seine Bachelorarbeit zu schreiben. Bis zum Frühling 2013 klappt nichts, dann geht er in ein Bundeswehrkrankenhaus, will sich wegen Depressionen behandeln lassen. Der Arzt lässt

ihn einen 600 Fragen langen Computertest machen. Er erkennt seine Symptome wieder, klickt immer öfter auf “stimme zu“. Die Diagnose schließlich lautet: Posttraumatische Belastungsstörung. “Ich war geschockt, weil ich mich nie betroffen gesehen hätte“, sagt Lücking. “Ich hatte mir die Einsätze selbst als Erfolg verkauft. Ich wollte nicht aufgeben, weil damit meine Familie versorgt ist“.

Eigentlich sind nach jedem Auslandseinsatz 20 Monate Regenerationszeit im Heimatland vorgesehen, bevor ein Soldat oder eine Soldatin wieder entsandt werden darf. Doch da in einigen Fachbereichen Personalmangel herrscht, werden etwa Truppenärzte und Presseoffiziere häufiger beansprucht. So entsteht, was Lücking einen seelischen “Ermüdungsbruch“ nennt: zu hohe psychische Belastung in zu kurzer Zeit. Derzeit sind rund 2.550 von 180.000 Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr im Ausland stationiert. Der psychische Druck durch Kriegserlebnisse müsste statistisch gesehen 510 von ihnen an PTBS erkranken lassen. Doch die Zahl der behandelten Soldatinnen und Soldaten liegt weit darunter: Nach Angaben der Bundeswehr suchten nur 431 Soldaten im Jahr 2014 wegen PTBS einen Arzt auf, darunter waren 204 neu Erkrankte. Besonders häufig betroffen sind demnach Teilnehmer der Nato-Mission ISAF nach Afghanistan.

Die Bundeswehr bietet neben der Dia-

arbeitszeit von bis zu 18 Monaten stellt Betroffene jedoch vor zusätzliche Hürden: Für eine Diagnose müssen traumatisierende Erlebnisse nachgewiesen werden - das ist schwierig, wenn es wie im Fall von Daniel Lücking nicht durch ein einmaliges Ereignis, sondern schleichend zur Traumatisierung gekommen ist. Zudem werden Zeitsoldaten nach ihrer Entlassung bis zur erfolgreichen Wiedereinstellung nicht von der Bundeswehr versorgt und müssen auf Jobsuche gehen - für viele eine erneute Belastung.

“Auf dem Arbeitsmarkt war ich nicht besser qualifiziert als ein Abiturient mit Führerschein“, sagt Daniel Lücking. Er habe sich auf das Beratungsangebot des Sozialdienstes verlassen, doch dort habe man ihm wichtige Hilfen nicht genannt. “Niemand käme auf die Idee, einer Person mit Beinbruch zu sagen: Jetzt mach mal einen Marathonlauf. Aber ein durch seine Arbeit psychisch kranker Mensch ist in der Leistungsgesellschaft nicht vorgesehen“, sagt er. Auch Familienangehörige haben häufig für die Betroffenen wenig Verständnis: “Von meiner Mutter hieß es oft ‘Du bist jung, du bist doch gesund‘“, sagt Lücking. So viel psychischer Druck kann bei PTBS-Erkrankten Suizidgedanken auslösen. Im Jahr 2014 nahmen sich 29 aktive

Nach der Entlassung wächst der Druck

Als Bundeswehr-Offizier hat Daniel Lücking nie Beschuss erlebt, kehrte heil aus vier Einsätzen im Kosovo und in Afghanistan zurück. Seine seelische Verwundung blieb lange unentdeckt: Lücking, inzwischen 36, erkrankte an PTBS ■

von Eva Steinlein

SEELE UNTER BESCHUSS

Regenerationszeit nicht eingehalten

Bundeswehrsoldaten das Leben. Aus dem Dienst geschiedene Zeitsoldaten werden von der Statistik nicht erfasst.

Die Bundeswehr entwickelt deshalb ein Konzept zur “psychischen Fitness“: Künftig sollen alle Soldatinnen und Soldaten vor einem Auslandseinsatz an einem klinisch-diagnostischen Screening teilnehmen. Bei Testläufen wurden psychische Vorerkrankungen bei einem Fünftel der geprüften Soldatinnen und Soldaten festgestellt. Daniel Lücking musste sich seinen Weg zur Wiedereinstellung im Alleingang erkämpfen. Er betreibt unter dem Titel “Aufräumen, Kamerad! Raus aus der Dunkelziffer“ ein Blog über seine Erfahrungen, macht eine Traumatherapie und ein Coaching, das ihm hilft, mit Stress und Belastungen im Alltag umzugehen. Bis zu fünf Jahre hat er als PTBS-kranker Soldat für die Regeneration Zeit: “Danach muss ich fit sein für den aktiven Dienst - oder ich kündige.“ Derzeit kann er sich eine neue Laufbahn als Berufssoldat oder Bundesbediensteter nicht vorstellen.

gnose und Behandlung von PTBS in den Bundeswehr-Krankenhäusern eine anonyme Telefonhotline sowie einen Selbsttest im Internet an. Außerdem können sich Betroffene an den PTBS-Beauftragten General Klaus von Heimendahl wenden. Dennoch werden viele erkrankte Soldatinnen und Soldaten von der Betreuung nicht erreicht. “Vertiefende Analysen deuten an, dass von den betroffenen Soldaten offensichtlich massive Barrieren wahrgenommen werden, die sie davon abhalten, sich gegenüber den zuständigen Diensten mit ihrem Leiden zu offenbaren“, heißt es in der Dunkelzifferstudie der TU Dresden zu PTBS in der Bundeswehr. Viele Soldaten schämen sich, wollen vor den Kameraden nicht als Schwächlinge dastehen, haben Angst um ihre Karriere. Andere wie Daniel Lücking kommen nicht auf die Idee, dass sie betroffen sein könnten, da sie selbst nicht in Kämpfe verwickelt waren. Bei Kameraden, die schwerere Erlebnisse verkraftet haben, stoßen Männer wie Lücking oft auf Unverständnis.

Als vermeintliche Bevorzugung schwächerer Kameraden empfindet mancher zudem das Einsatz-Weiterverwendungsgesetz, das seit 2011 auch für seelisch kranke Soldatinnen und Soldaten gilt: Wird bei ihnen eine Wehrdienstbeschädigung von mindestens 30 Prozent diagnostiziert, haben sie Anspruch auf eine Weiterbeschäftigung bei der Bundeswehr. Damit sind Unterhalt, gesundheitliche Versorgung und Therapiekosten abgesichert. Die lange Be-